

Mitsuo Miyata
Gedanken zu Gedichten

„verdeuscht“ von Dr. Ilse Tödt/Hannover

Aus: *Dietrich Bonhoeffer* – Das Leben und Denken des Widerstandskämpfers gegen den Nationalsozialismus (Iwanami-Taschenbuch der Gegenwart, Tokyo 2019)

Selbstanalyse in den Gefängnisgedichten

Die Erfahrung von Festnahme und Inhaftierung stellte Bonhoeffer in eine völlig neue Situation. Sie, forderte ihn heraus, sich zu bislang Unbekanntem zu verhalten. Die Verbindung zur Familie wie auch die lebendige Gemeinschaft mit vertrauten Freunden und Gefährten war ihm entzogen. Die Taktik der NS-Behörden bestand darin, die Gefangenen durch Einzelhaft einem außergewöhnlichen Schock auszusetzen, um so den Widerstandswillen zu brechen. Bald nach der am 5. April 1943 erfolgten Gefangennahme, bereits im Mai, hielt Bonhoeffer auf Zetteln in hastig niedergeschriebenen Notizen seine innere Erregung fest:

„Trennung von Menschen
von der Arbeit
von der Vergangenheit
von der Zukunft
von der Ehre
von Gott
Verschiedene seelische Strukturen des Verhaltens zur Vergangenheit ...“

Nun blieben ihm lediglich der von den Behörden genehmigte Briefwechsel und kurze Sprecherlaubnisse mit Besuchern unter Aufsicht. In diesen ersten Monaten bemühte sich Bonhoeffer, seine Lebensgeschichte im Rückblick festzuhalten: die familiäre Prägung, die ihm vermittelte Bildung und seine Glaubenserfahrungen. Sich die Kindheit und Jugend in Erinnerung zu rufen, war bei ihm keine Flucht aus der Wirklichkeit hier und jetzt. Vielmehr diente dieses „regressive“ Unternehmen ihm dazu, sich sein Gewordensein zu vergegenwärtigen, seine Identität neu wahrzunehmen und sie zu festigen. Dies aktivierte seinen Lebenswillen und wappnete ihn gegen die schlaue Gewalt, die danach trachtete, durch Zerrüttung des Selbst Unterwerfung und Geständnisse zu erzwingen.

Bonhoeffer nutzte die ihm im Gefängnis gegebene freie Zeit auffallenderweise zu intensiver Lektüre literarischer Werke. Er las Bücher von Adalbert Stifter und Jeremias Gotthelf so gründlich wie nie zuvor. Das regte ihn zu eigener schriftstellerischer Tätigkeit an. Er schrieb autobiographisch gefärbte dramatische und erzählerische Fragmente, die auf geheimen Wegen nach draußen gelangten, den Freunden und Angehörigen übergeben wurden und bis nach dem Krieg aufbewahrt blieben. So überdauerten auch die zehn Gefängnisgedichte, die zwischen Weihnachten 1943 und Weihnachten 1944 entstanden.

Aufschlussreich ist, dass das erste Gedicht, das er an Eberhard Bethge schickte, den Titel „Vergangenheit“ trägt. Hier

seien nur der Anfang und der Schluss dieses Gedichts zitiert:

„Du gingst, geliebtes Glück und schwer geliebter Schmerz.
Wie nenn' ich dich? Not, Leben, Seligkeit,
Teil meiner selbst, mein Herz, – Vergangenheit?
Es fiel die Tür ins Schloß,
ich höre deine Schritte langsam sich entfernen und verhallen.
Was bleibt mir? Freude, Qual, Verlangen?
Ich weiß nur dies: du gingst – und alles ist vergangen.“

„Ich strecke die Hände aus
und bete – –
und ich erfahre das Neue:
Vergangenes kehrt dir zurück
als deines Lebens lebendigstes Stück
durch Dank und durch Reue.
Faß' im Vergangenen Gottes Vergebung und Güte,
bete, daß Gott dich heut' und morgen behüte.“

In dem Brief an Bethge vom 5. Juni 1944, dem das Gedicht beigelegt war, gesteht er dem Freund, „daß es mich hier gelegentlich zu dichterischen Versuchen treibt“, und: „Für mich ist diese Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, der Versuch, sie festzuhalten und wiederzugewinnen“, eine Art Abwehrkampf gegen „die Furcht, sie zu verlieren“. „In dem vorliegenden Versuch kommt alles auf die letzten paar Verse an. ... Seltsamerweise wurden sie von selbst zu Reimen. Das Ganze entstand einmal in ein paar Stunden und blieb ungefeilt.“ Dem Freund versichert er: „Gewiß muß man alles versuchen, aber doch nur, um dessen gewisser zu werden, was Gottes Weg ist“.

Bonhoeffer hatte bereits in jungen Jahren gelegentlich Gedichte verfasst. Doch weder diese Gabe noch sein noch stärker ausgeprägtes musikalisches Talent hat er je zu seinem eigentlichen „Beruf“ erhoben. Auch in den Gefängnisgedichten versteht er sich keineswegs als Dichter. Vielmehr sind sie Zeugnisse innerer Erfahrung, die zur Sprache drängt. In vielen Wendungen fällt auf, dass für ihn besonders bedeutsame „(Tat-)Sachen“ in knapper, dichter Formulierung zum Ausdruck kommen.

Im Folgenden sollen drei dieser Gedichte behandelt werden. Zunächst wird jeweils der Text vorgestellt, dann der zeitliche Kontext der Entstehung aufgezeigt und schließlich eine Inhaltsanalyse geboten. Die ersten beiden sind „Wer bin ich?“ – aus den frühen Monaten der Haft in Tegel – und „Stationen auf dem Wege zur Freiheit“, etwa eineinhalb Jahre später geschrieben in der angespannten Situation nach dem Scheitern des Attentats auf Hitler, als abzusehen war, dass er selbst hingerichtet werden würde. Das dritte Gedicht, „Von guten Mächten treu und still umgeben“, ist sein letztes; er – seit Anfang Oktober 1944 im unterirdischen Zellengefängnis des Reichssicherheitshauptamtes – sandte es kurz vor Weihnachten an seine Verlobte Maria.

1 „Wer bin ich?“

Wer bin ich? Sie sagen mir oft,
ich träte aus meiner Zelle
gelassen und heiter und fest,
wie ein Gutsherr aus seinem Schloß

Wer bin ich? Sie sagen mir oft,
ich spräche mit meinen Bewachern
frei und freundlich und klar,
als hätte ich zu gebieten.

Wer bin ich? Sie sagen mir auch,
ich trüge die Tage des Unglücks
gleichmütig, lächelnd und stolz,
wie einer, der Siegen gewohnt ist.

Bin ich das wirklich, was andere von mir sagen?
oder bin ich nur das, was ich selbst von mir weiß?
unruhig, sehnsüchtig, krank, wie ein Vogel im Käfig,
ringend nach Lebensatem, als würgte mir einer die Kehle,
hungernd nach Farben, nach Blumen, nach Vogelstimmen,
dürstend nach guten Worten, nach menschlicher Nähe,
zitternd vor Zorn über Willkür und kleinlichste Kränkung,
umgetrieben vom Warten auf große Dinge,
ohnmächtig bangend um Freunde in endloser Ferne,
müde und leer zum Beten, zum Denken, zum Schaffen,
matt und bereit, von allem Abschied zu nehmen?

Wer bin ich? Der oder jener?

Bin ich denn heute dieser und morgen ein anderer?
Bin ich beides zugleich? Vor Menschen ein Heuchler
und vor mir selbst ein verächtlich wehleidiger Schwächling?
Oder gleicht, was in mir noch ist, dem geschlagenen Heer,
das in Unordnung weicht vor schon gewonnenem Sieg?

Wer bin ich? Einsames Fragen treibt mit mir Spott.
Wer ich auch bin, Du kennst mich, Dein bin ich, o Gott!

Dieses Gedicht war einem Brief an Bethge vom 8. Juli 1944 beigelegt. Doch entstanden war es vermutlich schon ein halbes Jahr zuvor, als Bonhoeffer begann, seine Vergangenheit zu reflektieren und neue Hoffnung auf eine freie Zukunft zu schöpfen. Sowohl Titel als auch Inhalt weisen jedoch zurück auf frühe, niederschmetternde Erfahrungen in der Einzelhaft.

Bereits am 15. Dezember 1943 schrieb er an Bethge: „Ich frage mich selbst oft, wer ich eigentlich bin, der, der unter diesen gräßlichen Dingen hier immer wieder sich windet und das heulende Elend kriegt, oder der, der dann mit Peitschenhieben auf sich selbst einschlägt und nach außen hin (und auch vor sich selbst) als der Ruhige, Heitere, Gelassene, Überlegene dasteht und sich dafür (das heißt für diese Theaterleistung, oder ist es keine?) bewundern läßt?“ Er fragt sich selbst: Wie bin ich eigentlich? Mache ich anderen und mir selber nur etwas vor?

Offenbar war es der dialogische Austausch mit Bethge, der im Hintergrund dieses Gedichts stand. Am Anfang jenes Briefes schrieb Bonhoeffer Worte, die fast übertrieben klingen: „Als ich gestern Deinen Brief las, war es mir, als gäbe eine Quelle, ohne die mein geistiges Leben zu verdorren begann, nach langer langer Zeit wieder die ersten Tropfen Wasser.“ In „meiner Abgeschlossenheit“ muß ich „notgedrungen vom Vergangenen leben; das Zukünftige“ liegt noch „im Horizont der Hoffnung“.

Doppeltes Leben und zwei Seelen

In diesem Gedicht spricht Bonhoeffer mit einer ungewöhnlichen Offenheit – für jemanden, der aus dem Haushalt eines nüchternen kompetenten Psychiaters stammt – und äußert auf unmittelbare Weise die innere Erregung, die seine Gefängniserfahrungen in ihm ausgelöst haben. In der vierten Strophe wird ausgesagt, dass der Sprecher „wie ein Vogel im Käfig“ „unruhig, sehnsüchtig, krank“ ist, „ringend nach Lebensatem, als würgte mir einer die Kehle“, „hungernd nach Farben, nach Blumen, nach Vogelstimmen“, „dürstend nach guten Worten, nach menschlicher Nähe“, die er selbst bisher anderen gab, „umgetrieben vom Warten auf große Dinge“, darüber „müde und leer zum Beten, zum Denken, zum Schaffen“ geworden.

Im Kontrast zu diesem inneren Erleben beschreibt Bonhoeffer in den ersten drei Strophen den scharfen Gegensatz zwischen seiner inneren Selbstwahrnehmung und der äußeren Beurteilung durch seine Umgebung sowie das daraus entstehende Bewusstsein der Spannung. Die Frage, wie man von anderen gesehen wird, beschäftigt bekanntlich viele Menschen. Gewöhnlich neigen wir dazu zu meinen, dass wir mehr sind, als was andere an uns sehen, dass wir verkannt oder zu gering eingeschätzt werden.

Bonhoeffer kehrt diese Sichtweise jedoch um. Er erkennt, dass andere ihn höher einschätzen, als er es selbst tun würde. Wenn er aus seiner Zelle tritt, erscheint er „gelassen, heiter und fest“, tritt gleichsam „wie ein Gutsherr aus seinem Schloß“. Selbst in Tagen des Unglücks wirkt er „gleichmütig, lächelnd, und stolz“, als wäre er ein erfahrener Veteran, der alle Kämpfe siegreich bestanden hat. Auch im Gefängnis bleibt er in den Augen der Menschen der angesehene Bildungsbürger, der vertrauenswürdige Seelsorger und der geachtete Theologe, der er auch war.

Schon durch seine Beteiligung am Widerstand war Bonhoeffer gezwungen gewesen, in vielfältiger Weise ein

„Doppelleben“ zu führen. Offiziell agierte er als Patriot, der im Ausland heimlich Informationen zum Wohle NS-Deutschlands sammelte, während er im Inland zu einer Bewegung gehörte, die auf den Sturz des Hitler-Regimes hinarbeitete. Nach seiner Verhaftung musste er Kontakte in beide Richtungen – innerhalb und außerhalb des Gefängnisses – aufrechterhalten. Um zu überleben, war er genötigt, gegenüber den Ermittlern der Geheimen Staatspolizei standhaft seinen offiziellen Auftrag zu behaupten, und aus Treue zur Widerstandsbewegung musste er bis zuletzt in den Verhören unwahrhaftig reden, das Sagen der Wahrheit schuldig bleiben, um sie zu schützen.

Aus Worten in der vierten Strophe ließe sich schließen, dass Bonhoeffer während der Verhöre mitunter innerlich zitterte, vor Zorn bebte bei geringsten Demütigungen, und dass er am Ende „matt und bereit, von allem Abschied zu nehmen“ wurde. Vielleicht kamen in ihm ernsthafte Zweifel an seiner Entscheidung zur Teilnahme am Widerstand auf. Schon in seinem etwa vier Monate vor der Verhaftung verfassten Essay „Nach zehn Jahren“ hatte er in der Überschrift eines Abschnitts die Frage gestellt: „Sind wir noch brauchbar?“ Möglicherweise steigerte sich sein Doppelleben zu einer tiefen inneren Spaltung – den zwei Seelen in einer Brust.

Die Optionen des Entkommens

Am Beginn der fünften Strophe wiederholt Bonhoeffer die eingangs gestellte und die in der vierten Strophe aufgeworfene Frage: „Wer bin ich? Der oder jener?“ Bin ich das, was andere von mir sagen, oder das, was ich von mir weiß? Auf diese bohrenden, von innerem Schmerz erfüllten Fragen sind drei Antwort möglich.

Die erste Lösungsmöglichkeit besteht darin, die widersprüchlichen Aspekte zeitlich voneinander zu trennen: „heute dieser und morgen ein anderer“. So versucht man, die verschiedenen Seiten der eigenen Existenz notdürftig nebeneinander zu halten. Doch diese Form des Kompromisses lässt die Identität des Individuums in gespaltenem Zustand zurück.

Eine zweite Option, „beides zugleich“ zu leben, dürfte kaum ernsthaft erwogen worden sein. Denn Bonhoeffer selbst beschreibt beide Alternativen bereits negativ: „Vor Menschen ein Heuchler und vor mir selbst ein verächtlich wehleidiger Schwächling“.

Schwieriger zu deuten ist die dritte Möglichkeit. Bonhoeffer erforscht sie im Hinblick auf das „was in mir noch ist“. Die Redewendung vom „geschlagene Heer, das in Unordnung weicht“ wird häufig als Bild des endgültigen Scheiterns, ja als Metapher des Todes interpretiert (so von Dorothee Sölle, *Die Hinreise. Zur religiösen Erfahrung*, 1975). Selbst wenn man diese letzte Möglichkeit im Zusammenhang mit dem Tod versteht, bleibt die Frage, wie sich der Ausdruck „vor schon gewonnenem Sieg“ innerhalb dieser Lesart deuten lässt. Es gibt daher Auslegungs-Hinweise, die das Subjekt dieses Sieges vom zuvor vorausgesetzten lyrischen Ich unterscheiden, es in den Kontext eines Christusliedes stellen, das die Überwindung der „zerstörerischen Mächte des Selbst“ preist und an „die Dialektik der österlichen Heilverkündigung“ anschließen („hat den Tod bezwungen“, Martin Luther). Dann würde der Sieg über den Tod gepriesen (Jürgen Henkys, *Das Geheimnis der Freiheit – Die Gedichte Dietrich Bonhoeffers aus der Haft*, 2005).

Dieser Hinweis wirkt jedoch etwas abrupt und steht nicht ganz im inneren Tonzusammenhang der Strophe. Sie

scheint weniger von der Vorahnung des nahenden Todes durchschwungen als vielmehr vom Gefühl eines tiefen Zusammenbruchs angesichts des eigenen realen Daseins. Bonhoeffer scheint zu spüren, dass der Stolz auf das Dasein als angesehener und anerkannter „Gebildeter“ verloren und er zu einem Menschen geworden ist, der keine Selbstbeherrschung mehr besitzt.

Von besonderem Interesse ist, dass Bonhoeffer in einem Brief an Bethge aus derselben Zeit (29./30. Januar 1944) sich ebenfalls über dieses Ideal des „Gebildeten“ äußert. Nachdem er dort den Krieg, öffentliches Leben und „dazu meine gegenwärtige besondere Situation“ erwähnt hat, bemerkt er: „Bei den meisten Menschen gehen diese Dinge ja wohl einfach unverbunden nebeneinander her. Für den Christen und für den ‚Gebildeten‘ ist das unmöglich, er läßt sich weder aufspalten noch zerreißen; der gemeinsame Nenner muß sich sowohl gedanklich wie in der persönlich einheitlichen Lebenshaltung finden lassen. Wer sich von den Ereignissen und Fragen zerreißen läßt, hat die Probe für Gegenwart und Zukunft nicht bestanden.“ Dann weist Bonhoeffer auf Adalbert Stifters monumentales Werk *Witiko* (1865-67) hin, in dem der junge Witiko in die Welt zieht, „um das *Ganze* zu tun“.

Unter dem Blick Gottes

In der Schluss-Strophe wird die das Herz erschütternde Frage erneut gestellt: „Wer bin ich? Einsames Fragen treibt mit mir Spott.“ Doch gerade hier ereignet sich eine grundlegende Umkehrung. Sowohl der äußere Anschein eines stolzen Gebildeten in der Sicht der anderen als auch die zutiefst verstörende klägliche Innenansicht verlieren ihre vordringliche Wichtigkeit. Die Frage „Wer bin ich?“ muss zurücktreten hinter eine andere, die einzig entscheidende Frage: Zu wem gehöre ich ganz? Wem bin ich ungeteilt verbunden? Wem folge ich als meinem Herrn? „Wer ich auch bin, Du kennst mich, Dein bin ich, o Gott!“

Diese letzten beiden Verse verwenden in traditioneller Begrifflichkeit die Reimworte „Spott“ und „Gott“. Der Satz „Du kennst mich. Dein bin ich“ nähert sich einer Gebetsformel, in der das ganze eigene Sein in die Arme des Allwissenden, Allmächtigen hingegeben wird. Sie endet im Ausruf „o Gott!“, dem klanglichen Höhepunkt des Gedichts.

Gewiss wird selbst unter dem Blick Gottes die Problematik der eigenen Doppel-Existenz nicht einfach aufgehoben. Doch innerhalb des grundlegenden Vertrauensverhältnisses, in dem der Mensch Gott zugehört, verschiebt sich der Akzent der Selbsterkenntnis. Die Frage nach der ‚eigentlichen‘ Identität wird gleichsam erleichtert, weniger gewichtig, und dadurch erträglicher und tragbarer. Mit Bonhoeffers eigenem Begriffspaar ausgedrückt: Sie verliert die Bedeutung eines „Letzten“ und erscheint als Aufgabe, die im „Vorletzten“ ernsthaft zu bedenken ist. Insofern kann gesagt werden, dass der Glaube, der Gott als den Herrn anerkennt, nicht die Freiheit des Menschen, verantwortlich in dieser Welt zu leben, aufhebt, sondern sie im Gegenteil erst ermöglicht.

Nicht zufällig haben zahlreiche Forscher darauf hingewiesen, dass dieses Gedicht den Klageliedern der Psalmen im Alten Testament verwandt ist (unter anderem in dem von Bernd Wannewetsch herausgegebenen Buch *“Who am I?” Bonhoeffer’s Theology through his poetry*, 2009). In Bonhoeffers alltäglich gebrauchter Lutherbibel ist gerade unter dem Vers-Teil in Psalm 119,94a „Ich bin dein“ eine zustimmende Unterstreichung. Bonhoeffer empfahl im Brief vom 16. Juli 1944 Bethge diese Stelle als Predigttext.

2 „Stationen auf dem Wege zur Freiheit“

Nachdem Bonhoeffer von dem Scheitern des Attentatsplans vom 20. Juli erfahren hatte, schrieb er ein Gedicht, das eine Art Zusammenfassung seines Lebens darstellt. Es trägt den Titel „Stationen auf dem Wege zur Freiheit“ und besteht aus vier Strophen: Zucht, Tat, Leiden und Tod-

Entstanden ist das Gedicht drei Wochen nach dem Eintreffen der entscheidenden Nachricht, dass der „Countdown“ für die Widerstandskämpfer begonnen hatte. Es lag wohl dem am 14. August 1944 geschriebenen ersten Geburtstagsbrief an Bethge bei, der am 28. August 35 Jahre alt wurde. In den Zeilen, die Bonhoeffer an das Gedicht anhängte, bezeichnet er es als „ein eigenes Geburtstagsgeschenk“ für den Freund, „heute abend in ein paar Stunden“ niedergeschrieben, noch „recht roh“. Als er es am folgenden Morgen erneut las, fügte er hinzu, dass er „die Verse noch einmal ganz umbauen“ müsse. „Trotzdem mögen sie im Rohbau so an Dich abgehen. Ich bin ja kein Dichter!“

Dennoch enthält dieses Gedicht, wie Johann Christoph Hampe treffend bemerkt, „kein Wort zu viel und keines zu wenig“ (Hampe, „*Von guten Mächten*“, Kaiser-Traktat 1976, ⁵1985). Womöglich führen uns diese Strophen wie kein anderes Zeugnis Bonhoeffers zum angemessenen Lesen der Fußspur seines Lebens und an den entscheidenden Wendepunkt zur verantwortlichen Freiheit.

Zucht

Ziehst du aus, die Freiheit zu suchen, so lerne vor allem
Zucht der Sinne und deiner Seele, daß die Begierden
und deine Glieder dich nicht bald hierhin, bald dorthin führen.
Keusch sei dein Geist und dein Leib, gänzlich dir selbst unterworfen,
und gehorsam, das Ziel zu suchen, das ihm gesetzt ist.
Niemand erfährt das Geheimnis der Freiheit, es sei denn durch Zucht.

Wer sich seinen eigenen Maximen gemäß verhält und sie auch den anderen aufzuzwingen trachtet, scheint auf den ersten Blick besonders frei zu handeln. Ein solcher Mensch drängt sich ständig in den Vordergrund und sucht die anderen mit seinem Tun zu überwältigen. Doch diejenige Freiheit, um die es im verantwortlichen Leben geht, ist keine Willkür, keine launenhafte Zügellosigkeit. Sie erstrebt nichts, was man auf Kosten anderer, deren Opfer in Kauf nehmend, eigennützig erbeuten könnte, und auch nichts, was einem tatenlos in den Schoß fällt. Ohne Zucht kann, wie es im Gedicht heißt, niemand „das Geheimnis der Freiheit“ erfahren.

Was ist Zucht? Während der NS-Zeit wurde dieser Begriff auf verhängnisvolle Weise pervertiert und propagandistisch missbraucht. Er sollte verstanden werden als besonders wertvolles Erziehungsmittel zur Einübung eines bedingungslosen Gehorsams gegenüber dem Machthaber. Bonhoeffer hingegen verstand etwas völlig anderes

darunter. Jedoch wird auch im allgemeinen Sprachgebrauch Zucht häufig so verstanden, als verwehre sie ein wahrhaft menschliches Leben, fordere den Verzicht auf Schönheit, Freude und Fülle und bedeute bloß Entsagung und Unterdrückung.

Für Bonhoeffer trifft dies jedoch durchaus nicht zu. Er selbst war, wie hinlänglich bekannt, ein Mensch mit außerordentlich reichen Interessen, ein Ästhet. Er liebte die Musik, schätzte die bildende Kunst und war auch dem leiblichen Genuss zugetan. Er umgab sich ständig mit guter Literatur und dichtete angesichts des Todes sogar selbst; im Tegeler Gefängnis verfasste er Dramen-Fragmente und begann einen Roman. Er war keineswegs ein scheuer Eigenbrötler, sondern ein ökumenisch gesinnter Weltreisender. Er schätzte Geselligkeit, nahm gern an Festen und Spielen teil und zeigte sich dem Mitmenschen zugewandt.

Dennoch maß Bonhoeffer der geistlichen Zucht einen außerordentlich hohen Wert bei. In seiner ständig benutzten Lutherbibel hat er den Vers Sprüche 4,13 unterstrichen: „Fasse die Zucht, laß nicht davon; bewahre sie, denn sie ist dein Leben.“ Die Lutherübersetzung gibt mit „Zucht“ das wieder, was man als geistliche und praktische Lebensmaxime verstehen kann: Geist und Leib dem auf ein bestimmtes Ziel ausgerichteten Willen dienstbar zu machen, also Selbstdisziplin einzuüben. Sie befreit von der Willkür und Trägheit, von der Bequemlichkeit und dem Sich-Gehen-Lassen im Gefolge von Begierde und Trieben.

Bonhoeffer hatte in seiner Zeit als Direktor des Predigerseminars in Finkenwalde der Leitung der Bekennenden Kirche die Einrichtung eines „Bruderhauses“ vorgeschlagen. Das Ziel sei, formulierte er im Antrag, „innerste Konzentration für den Dienst nach außen“ einzuüben. Diese Formulierung bringt Bonhoeffers Intention auf den Punkt. Zucht verlangt vor allem „innerste Konzentration“, und zwar nicht um der eigenen Zufriedenheit, des eigenen Glücks, der eigenen Sicherheit oder privater Interessen willen, sondern um Kräfte für den „Dienst nach außen“ zu sammeln.

Aus den Erfahrungen in Finkenwalde ist Bonhoeffers Schrift *Gemeinsames Leben* (1938) hervorgegangen. Darin beschreibt er, wie durch die gemeinsame Glaubenspraxis vom frühen Morgen bis in die Nacht „der ganze Tag Ordnung und Zucht“ empfängt. Nicht nur während der Zeit der Meditation von Passagen der Heiligen Schrift, sondern ebenso in der Arbeitszeit soll der Mensch üben, gereinigt „von aller Selbstbezogenheit und Ichsucht“, sich unbefangen dem Auftrag zu widmen. „In der Arbeit lernt der Christ, sich von der Sache begrenzen zu lassen, so wird ihm die Arbeit zum Heilmittel gegen Trägheit und Bequemlichkeit seines Fleisches.“ Erst durch eine solche Zucht wird der Mensch überhaupt fähig zu einem „Dienst nach außen“, dem andern zugute.

Tat

Nicht das Beliebige, sondern das Rechte tun und wagen,
nicht im Möglichen schweben, das Wirkliche tapfer ergreifen,
nicht in der Flucht der Gedanken, allein in der Tat ist die Freiheit.
Tritt aus ängstlichem Zögern heraus in den Sturm des Geschehens
nur von Gottes Gebot und deinem Glauben getragen,
und die Freiheit wird deinen Geist jauchzend umfassen.

Die durch Zucht gefestigte Person schreitet zur Tat. Freiheit besteht nicht darin, dass der Mensch sich beim Erwägen von Möglichkeiten in wirklichkeitsferne Träume verliert, sondern dass er nach besonnener Urteilsfindung eine Möglichkeit zu ergreifen wagt und in konkretes Tun umsetzt. Auffallend ist das dreifache „nicht“. Scheinbar frei stehende Optionen werden ausdrücklich ausgeschlossen: nicht willkürlich wählen, nicht ausweichen ins Spekulieren, nicht verharren im Zögern, sondern eine Tat verantwortungsbewusst wagen!

Bonhoeffer argumentiert im Buch *Nachfolge* (1937), „daß eine Erkenntnis nicht getrennt werden kann von der Existenz, in der sie gewonnen ist“. Dasein im Hier und Jetzt ist nie diffus oder abstrakt, sondern es ist konkret betroffen vom Anspruch zu wirklichkeitsgemäßer Entscheidung. Nicht innerer Friede, subjektive Reinheit oder die Erhabenheit der eigenen Ziele stehen zur Debatte, sondern die Frage, ob tatsächlich gehandelt wird.

Würde man nur von der Tat sprechen, könnte der Eindruck entstehen, jede beliebige Handlung sei schon um ihrer selbst willen gerechtfertigt. Keine vorgeblich „große“ Tat hat ihren Maßstab in sich selbst. Bonhoeffers Wendung „nicht das Beliebige“ ließe sich sinngemäß auch als „nicht aus bloßer Eingebung heraus“ wiedergeben. Die hier gemeinte Tat besteht im Wagen und Tun dessen, was „recht“ ist im Zusammenleben der Menschen in ihrer Umgebung. Gerechtigkeit meint, Frieden zu stiften, menschliche Rechte zu schützen und die Lebenswelt zu schonen. Zu handeln in Übereinstimmung mit Christus, der heilt, bewährt sich in einer „Welt ohne Gott“ – einer, die sich nicht vormacht, ein ‚Gott‘ sei in ihr vorhanden – gerade in real „weltlicher“ Tat.

Das Bild vom „Sturm des Geschehens“ lenkt den Blick auf die hemmungslose Dynamik, die das NS-Regime entwickle, und die bedrohte Lage der davon Betroffenen. Der Entschluss, sich dem Widerstand anzuschließen, brachte notwendigerweise mit sich, „tapfer“ als Minderheit zwischen Rebellion und Zugehörigkeit ein Doppelleben zu führen und ein ambivalentes Verhalten an den Tag zu legen, das sich äußerlich kaum klar zuordnen ließ.

Die Alliierten schenkten den von Bonhoeffer übermittelten Nachrichten über den geplanten Militärputsch und die vorgesehene neue Regierung kaum Glauben. Auch unter Christen fand sein in einer Art Doppelrolle vollzogener Dienst wenig Verständnis. Der Weg der Beteiligung am politischen Widerstand, den Bonhoeffer im Vertrauen auf „Gottes Gebot“ eingeschlagen hatte, führte hin zum Mitwirken an einem Attentatsplan – und in eine Einsamkeit, in der ihm bewusst wurde, die mit dem Handeln verbundene Schuld auf sich nehmen zu müssen in „Selbstzurechnung“, wie er in einem *Ethik*-Manuskript geschrieben hatte.

Widerstandshandeln im „Sturm des Geschehens“ musste vom „Glauben allein“ getragen werden. Dieses *allein* entspricht der Aussage, dass Freiheit „*allein* in der Tat“ zu finden sei. Sich in radikalem Gottvertrauen zu einem konkreten Handeln zu entschließen, versetzt in freudige Begeisterung: „die Freiheit wird deinen Geist jauchzend umfassen“ – so fasst Bonhoeffer das Paradox zusammen, dass wahre Freiheit nur im gebotenen Tun zukommt.

Leiden

Wunderbare Verwandlung. Die starken tätigen Hände

sind dir gebunden. Ohnmächtig einsam siehst du das Ende
deiner Tat. Doch atmest du auf und legst das Rechte
still und getrost in stärkere Hand und gibst dich zufrieden.
Nur einen Augenblick berührtest du selig die Freiheit,
dann übergabst du sie Gott, damit er sie herrlich vollende.

In dem kurz und ohne Ausrufezeichen formulierten Auftakt „Wunderbare Verwandlung“ zeigt sich, wie Jürgen Henkys bemerkt, ein „gefasstes Staunen“ dessen, der das Ende seines Handelns nüchtern wahrnimmt. Das Wagen der Tat ist notwendig verbunden damit, für sie zur Verantwortung gezogen zu werden. Doch diesen Vollzug zu erleiden ist – ebenso wie zuvor die Tat – für Bonhoeffer lediglich eine weitere Stufe auf dem Wege.

Im Vergleich zu den früheren vielfältigen Aufgaben und Aktivitäten bedeuteten Verhaftung und Gefangenschaft zweifellos eine „wunderbare Verwandlung“. Jeglicher Möglichkeit beraubt, diese Tätigkeiten fortzusetzen, verfiel Bonhoeffer im Tegeler Gefängnis weder in lähmende Ohnmacht noch die Verzweiflung eines Eingesperrten, der sich den Kopf an der Zellenwand wundschlägt. Vielmehr erlaubte ihm die im Laufe seines Lebens eingeübte Zucht, auch in der Haft über seine Zeit und Kräfte zu verfügen: zu lesen, nachzudenken und zu schreiben. Zudem konnte er seinen Mitgefangenen und den Bewacher durch seelsorgerliche Zuwendung dienen. Man achtete ihn als einen Menschen, der trotz aller äußeren Beschränkungen „gelassen und heiter“ zu leben vermochte (siehe das Gedicht „Wer bin ich?“).

Es bereitete Bonhoeffer Freude, dass seine Freunde draußen weiterhin tätig sein konnten. An Bethge schrieb er am 11. April 1944, gestern habe „hier irgendjemand“ gesagt, „die letzten Jahre seien für ihn verlorene Jahre“. Im Unterschied dazu stehe er „ganz unter dem Eindruck, dass mein Leben – so merkwürdig das klingt – völlig geradlinig und ungebrochen verlaufen ist, jedenfalls was die äußere Führung des Lebens angeht. Es ist eine ununterbrochene Bereicherung der Erfahrung gewesen, für die ich wirklich nur dankbar sein kann. Wenn mein gegenwärtiger status der Abschluß meines Lebens wäre, so hätte das einen Sinn, den ich zu verstehen glauben würde; andererseits könnte alles auch eine gründliche Vorbereitung für einen neuen Anfang sein, der durch die Ehe, durch den Frieden und durch eine neue Aufgabe bezeichnet wäre“.

Als ihn schließlich die Nachricht vom Scheitern des erhofften Umsturzversuchs vom 20. Juli 1944 erreichte, schien dies die endgültige Niederlage des Widerstands zu besiegeln. Aber anstatt zu verzweifeln, berichtete Bonhoeffer am 21. Juli in einem Brief seinem Freund gelassen von der Erfahrung, „daß man erst in der vollen Diesseitigkeit des Lebens glauben lernt. Wenn man völlig darauf verzichtet hat, aus sich selbst etwas zu machen,“ was auch immer (vielleicht auch einen erfolgreichen Widerständler?), „dann wirft man sich Gott ganz in die Arme, dann nimmt man nicht mehr die eigenen Leiden, sondern die Leiden Gottes in der Welt ernst, dann wacht man mit Christus in Gethsemane, und ich denke, das ist Glaube, das ist metanoia [Umbesinnung], und so wird man ein Mensch, ein Christ“. „Wie sollte man bei Erfolgen übermütig oder an Misserfolgen irre werden, wenn man im diesseitigen Leben Gottes Leiden mitleidet? Du verstehst, was ich meine, auch wenn ich es so kurz sage. Ich bin dankbar, daß ich das habe erkennen dürfen und ich weiß, daß ich es nur auf dem Wege habe erkennen können, den ich nun einmal gegangen bin. Darum denke ich dankbar und friedlich an Vergangenes und Gegenwärtiges.“ „Gott führe uns freundlich durch diese Zeiten; aber vor allem führe er uns zu sich.“

Von einer erstaunlichen Gelassenheit zu sprechen, ist hier gewiss nicht übertrieben. Sie entspringt jedoch nicht einem bloß individuellen Temperament oder Charakterzug. Sie gründet vielmehr im Glauben dessen, der bereit ist, „das Rechte still und getrost in stärkere Hand“ zu legen und sich „zufrieden“ zu geben. Das letztgültige Urteil über die Zulässigkeit und den Erfolg oder das Scheitern eines Handelns steht nicht dem Handelnden selbst zu, sondern Gott.

Bemerkenswert ist, dass der Bezug auf die Hand Gottes hier in der Komparativform „*stärkere*“ erscheint. Üblicherweise gilt es als Kennzeichen der Frömmigkeit, dass der schwache Mensch sich der „*starken* Hand“ Gottes anvertraut. Bonhoeffer aber hat zuvor für das Tun seiner eigenen „*starken* tätigen Hände“ Verantwortung vor Gott auf sich genommen. Nun, da diese Hände „gebunden“ sind, überlässt er die Vollendung der Handlungsfreiheit der „*stärkeren* Hand“ Gottes.

Auf der Stufe *Leiden*- wird deutlich, dass Freiheit nicht als dauerhaft dem Menschen verfügbar begriffen werden kann. Der Mensch, der, wenn auch nur in einem Augenblick, selig die Freiheit berührte, erwartet ihre Vollendung im Eschaton, im Letztgültigen.

Tod

Komm nun, höchstes Fest auf dem Wege zur ewigen Freiheit,
Tod, leg nieder beschwerliche Ketten und Mauern
unsres vergänglichen Leibes und unser verblendeten Seele,
daß wir endlich erblicken, was hier uns zu sehen mißgönnt ist.
Freiheit, dich suchten wir lange in Zucht und in Tat und in Leiden.
Sterbend erkennen wir nun im Angesicht Gottes dich selbst.

Im Übergang von der dritten zur vierten Strophe wechselt der Adressat des Gedichts. Während zuvor – von *Zucht* bis *Leiden* – durchgehend ein Du angesprochen wurde, jenes lernbereite Gegenüber auf dem Wege zur Freiheit, richtet sich die Anrede auf der letzten Stufe unmittelbar an den *Tod* als Endstation. Zugleich tritt nun das bisher nur implizit sprechende Subjekt deutlich hervor. Das Wir der ersten Person Plural vereint – wie Jürgen Henkys bemerkt – das dialogische Du und das reflektierende Ich zu einer gemeinsamen Stimme.

Wer ohne Bestätigung durch Erfolg und Beifall, ohne die Legitimierung durch geltendes Recht oder amtliche Autorisierung blindlings zu gehen hatte, weil das „hier uns zu sehen mißgönnt ist“, wird sich nach einem Zeitpunkt sehnen, an dem alles offenbar wird. Indes handelt es sich hier nicht um eine Todessehnsucht im Sinne barocker Frömmigkeit, wie sie etwa in Bachs Kantaten anklingen mag. Der Tod wird zwar angeredet, aber weder kultisch verehrt noch – wie im „Totentanz“ des Spätmittelalters – in erster Linie gefürchtet. Denn nichts von dem, was in *Zucht* und *Tat* begonnen wurde, fällt mit dem Eintreten des Todes der Vernichtung anheim.

Im Gegenteil: Gerade dann, so die Aussage Bonhoeffers, wird die Freiheit in ihrer vollendeten Gestalt sichtbar. Auch der Tod ist damit für ihn eine der „Stationen auf dem Wege zur Freiheit“, diejenige Station, an dem die Freiheit gefeiert

wird als „höchstes Fest“. Das ist nur verständlich vor dem Hintergrund eines Lebens, das in verantwortlicher Tat geführt wurde und nun vor dem „Angesicht Gottes“ erscheint.

Etwa zwei Wochen vor der Abfassung dieses Gedichts hat Bonhoeffer im Brief an Bethge vom 28. Juli 1944 die verdichteten Gedanken ausführlicher entfaltet: „nicht nur die Tat, sondern auch das Leiden ist ein Weg zur Freiheit. Die Befreiung liegt im Leiden darin, daß man seine Sache ganz aus den eigenen Händen geben und in die Hände Gottes legen darf. In diesem Sinne ist der Tod die Krönung der menschlichen Freiheit. Ob die menschliche Tat eine Sache des Glaubens ist oder nicht, entscheidet sich darin, ob der Mensch sein Leiden als eine Fortsetzung seiner Tat, als eine Vollendung der Freiheit versteht oder nicht. Das finde ich sehr wichtig und sehr tröstlich.“

An den Gefängnisgedichten hat Ferdinand Schlingensiefen mit Recht hervorgehoben: „In Tegel wählt Bonhoeffer, weil er etwas für ihn völlig Neues ausdrücken will, eine neue Sprachform, die Poesie. ... Wenn er überlebt hätte, hätte er vermutlich auf diese Art der Selbstaussage wieder verzichtet. Gleichwohl sind die Gedichte weit mehr als das beliebige Experiment eines Gefangenen. Es deutet sich in ihnen etwas völlig Neues an: Theologie und Biographie sind in ihnen miteinander verschmolzen.“

3 „Von guten Mächten wunderbar geborgen“

Als letztes soll das Gedicht behandelt werden, das unter dem Titel „Von guten Mächten“ berühmt geworden ist. Es ist das letzte Gefängnisgedicht Bonhoeffers. Er verfasste es im Dezember 1944 in Berlin im Kellergefängnis des Reichssicherheitshauptamts in der Prinz-Albrecht-Straße 8 in Berlin, wohin er am 8. Oktober 1944 verlegt worden war. Einen Titel hat er dem Gedicht nicht gegeben, wohl aber die sieben Strophen eigenhändig nummeriert.

In diesem SS-Kerker war Bonhoeffer vollständig von den privaten Kommunikationsmöglichkeiten abgeschnitten, die in Tegel teilweise noch aufrechterhalten werden konnten. Doch man erlaubte ihm, weiterhin ohne Handfesseln zu schreiben und auch Bücher seiner Wahl zu lesen. Leider lässt sich nicht mehr rekonstruieren, woran er in dieser Zeit im Keller theologisch weiterarbeitete. Was er im Frühjahr 1945 bei seiner Verbringung am 7. Februar 1945 aus Berlin bis zu seiner Hinrichtung in Flossenbürg an Manuskripten bei sich trug, ging unterwegs verloren.

Insofern darf das Gedicht „Von guten Mächten“ geradezu als Bonhoeffers theologisches und literarisches Vermächtnis betrachtet werden. Hier bekennt er mitten in der Dunkelheit und angesichts des eigenen bevorstehenden Todes ohne jede Spur von Verzweiflung seine Glaubensgewissheit, seine Dankbarkeit, seine Hoffnung und seine entschiedene Bereitschaft, das Leiden anzunehmen.

Dieses Gedicht ist zutiefst persönlich. Es steht in Bonhoeffers Brief vom 19. Dezember 1944 an seine Verlobte Maria von Wedemeyer. Ausdrücklich ist vermerkt, dass es nicht spontan und eilends während des Schreibens dieses Briefs entstand. „Hier noch ein paar Verse, die mir in den letzten Abenden einfielen. Sie sind der Weihnachtsgruß für Dich und die Eltern und Geschwister.“ (*Brautbriefe Zelle 92* – Dietrich Bonhoeffer und Maria von Wedemeyer, herausgegeben von Ruth-Alice von Bismarck und Ulrich Kabitz, 1992). Obwohl das Gedicht am Ende des Briefes Platz

nahm, ist es im Grunde das eigentliche Thema dieses Schreibens.

„Von guten Mächten“

①

Von guten Mächten treu und still umgeben
behütet und getröstet wunderbar, –
so will ich diese Tage mit euch leben
und mit euch gehen in ein neues Jahr;

Die erste Strophe wie auch die letzte Strophe des Gedichts beginnt mit dem Ausdruck „Von guten Mächten“, einem Wortgefüge von warmer Klangfarbe, gleichsam als Leitmotiv für das Ganze. In beiden Strophen hebt das Wort „wunderbar“ die göttliche Führung hervor.

Das Gedicht entstand vor dem Hintergrund der Härte der NS-Herrschaft, die sich in den letzten Kriegsmonaten verschärfte, in der bitteren Situation des Getrenntseins Bonhoeffers von seinen Angehörigen. Dennoch richtet er den Blick nicht vor allem auf diese bedrängende äußere Not, sondern auf die tiefere Realität der Gemeinschaft mit Gott und der geistigen Verbundenheit unter den einander liebenden Menschen, und damit auf den die Wirklichkeit tragenden Grund. Darin zeigt sich schon die Ausrichtung des ganzen Gedichts.

Durch „mit euch“ sind eindeutig die Mitglieder seiner Familie angeredet, zu denen auch Maria zählt. Erinnert wird an die im Familienkreis gefeierten Festtage. Auch Dietrichs Zwillingsschwester Sabine Leibholz-Bonhoeffer hat erinnert an *Weihnachten im Hause Bonhoeffer* (2005, zuerst 1971). Lebendig und anschaulich schildert Sabine die familiären Vorbereitungen und Feierlichkeiten vom Advent bis zum Christfest: Bibellesen im Kerzenlicht, Gesang der Weihnachtslieder, die Freude über Geschenke. Anklänge kann man in der vierten Strophe – „Freude“ – und besonders in der fünften Strophe entdecken: die „Kerzen“ mit ihrer Symbolik.

Während Bonhoeffer sich in der Haft befand, gedachte er der Sorge seiner Angehörigen, die schon zweimal Weihnachten ohne ihn feierten. Die einleitenden Verse wollen daher weniger seinen eigenen Seelenzustand mitteilen als vielmehr das Vertrauen auf Gottes Gnade bekräftigen, deren Nähe trotz aller Widrigkeiten erfahren wird – „Von guten Mächten treu und still umgeben“.

Auffällig ist am Ende der zweiten Verszeile nach dem Wort „wunderbar“ ein Satzzeichen, dem einen Gedankenstrich folgt. Dies macht die Aussage noch eindringlicher, dass „ich“ mit „euch“ in der Hut von „guten Mächten“ sowohl „in diesen Tagen“ als auch im „neuen Jahr“ gemeinsam werde leben dürfen.

②

noch will das alte unsre Herzen quälen,
noch drückt uns böser Tage schwere Last.
Ach Herr, gib unsern aufgeschreckten Seelen

das Heil, für das Du uns geschaffen hast.

Nachdem die Anrede „euch“ Vertrauen und Hoffnung einzuflößen suchte, wird die „böse“ Realität von Bonhoeffer weder übergangen noch ignoriert. Aber er thematisiert nicht das Böse als eine eigenständige Gegenmacht, sondern spricht vom Druck „böser Tage“, der das Vertrauen zu den „guten Mächten“ schwächen könnte. Das wiederholte zeitliche „noch“ unterstreicht die gegenwärtig andauernde schwere Belastung.

Der Blick auf das „alte“ Jahr ist nicht lediglich retrospektiv, kein bloßer Rückblick am Jahresende beim Übergang zum neuen Jahr, sondern deutet auf die konkrete historische Realität der finsternen NS-Herrschaft. Das Erleben von „Heil“ klingt gerade im Kontext nach dem gescheiterten Attentat vom 20. Juli 1944 besonders eindringlich.

Doch das „Heil“, nach dem Bonhoeffer ruft, unterscheidet sich grundlegend von der Befreiung und Erlösung, die der anti-NS-Widerstand durch die Beseitigung Hitlers zu erreichen suchte. Es geht Bonhoeffer vielmehr schlechthin um das Heil bei Gott selbst. Und bemerkenswerterweise spricht er nicht vom Heil für uns, sondern davon, dass wir für dieses Heil erschaffen sind.

Das bedeutet, dass sich der Mensch das göttliche Heil nicht aneignen kann, sondern dass vielmehr, wir hineingenommen werden in die Souveränität, die Ordnung, den Heilswillens, die große Gnade Gottes. Diese Ausdrucksweise erinnert an Karl Barths „Lehre von der Schöpfung“. Barth hat betont, der „innere Zweck der Schöpfung“ sei der Bund der Gnade, und umgekehrt sei die „äußere Bedingung der Erlösung“ in Christus die göttliche Schöpfung selbst.

③

Und reichst Du uns den schweren Kelch, den bitteren,
des Leids, gefüllt bis an den höchsten Rand,
so nehmen wir ihn dankbar ohne Zittern
aus Deiner guten und geliebten Hand.

Der „Kelch des Leids“ kann gewiss auch als eine Vorahnung Bonhoeffers vom eigenen Todesgeschick nach dem Scheitern der Widerstandsbewegung gegen das NS-Regime verstanden werden. Zugleich lässt sich jedoch nicht bestreiten, dass dieses Bild eng mit der Leidensgeschichte Jesu in Gethsemane verkoppelt ist. Der „Kelch“, den Jesus dort angenommen hat, kann auch denen, die ihm nachfolgen, nicht erspart werden. Die Formulierung in der fünften Strophe „wenn es sein kann“ erinnert unverkennbar an das Gebet Jesu in Gethsemane (Matthäus 26,39; Markus 14,35 „wenn es möglich wäre“).

Eine Assoziation zu Gethsemane enthält vielleicht auch die Wendung in der zweiten Strophe von den „aufgeschreckten Seelen“. Sie erinnert wohl daran, dass Jesus in Gethsemane anfang zu „erschrecken“, zu „zittern“ und zu „zagen“ (Markus 14,33; Matthäus 26,37). Doch Bonhoeffers Gedicht verweist auf das Entgegennehmen des todbringenden Kelchs „ohne Zittern“ (Markus 14,36; Matthäus 26,39.42: nicht mein, Dein Wille geschehe). Und Bonhoeffer sagt das im Plural der ersten Person: „wir“ nehmen den Kelch „aus Deiner guten und geliebten Hand“. Dies

ist darin begründet, dass er sich in der großen Ordnung der Gnade geborgen weiß.

In dem Brief vom 19. Dezember 1944, der zum Trost und zur Ermutigung geschrieben wurde, klingen die Worte an Maria „Es sind nun fast 2 Jahre, daß wir aufeinander warten“ wie ein ganz leiser Seufzer des Abschiednehmens von der Hoffnung auf ein gemeinsames künftiges Leben. Doch Bonhoeffers Überzeugung, die in der früheren Korrespondenz zwischen ihm und Maria immer betont wurde, blieb bis zuletzt unverändert: „Meine geliebte Maria, laß uns nie an dem irre werden, was uns widerfährt; es kommt alles aus guten, guten Händen“ (*Brautbriefe* 13. August 1944).

④

Doch willst Du uns noch einmal Freude schenken
an dieser Welt und ihrer Sonne Glanz,
dann woll'n wir des Vergangenen gedenken,
und dann gehört Dir unser Leben ganz.

Die dritte Strophe klingt keineswegs nach Unterwerfung unter ein unabwendbar gewordenes Schicksal. Ebenso unerwartbar ist in der vierten Strophe das Festhalten an Zuversicht gegen alle Wahrscheinlichkeit: „Doch willst Du uns noch einmal Freude schenken an dieser Welt ...“. „Unsere Ehe soll ein Ja zu Gottes Erde sein“, hatte Bonhoeffer im Jahr zuvor an Maria geschrieben (*Brautbriefe* 12. August 1943).

Durch die Ausrichtung des Blicks auf das „Letzte“ wird das „Vorletzte“ nicht vergleichgültigt oder als wertlos verworfen. In der Nachfolge Jesu darf der Mensch die Erde als Gabe Gottes und zugleich als Mandat empfangen, in diesem Horizont in freier Verantwortung zu leben.

Natürlich gehört zu dem „Vergangenen“ auch das Bewusstsein der Schuld, wirklichkeitsgemäßer Verantwortung nicht gerecht geworden zu sein, und damit die Reue und die Scham über Handlungen, die auf falschen Urteilen beruhen. Vor Gott hofft der Verantwortliche allein auf Gnade, auf die ohne Verdienst gewährte Vergebung, und bittet um Bewahrung vor dem Bösen.

Im Gedicht „Vergangenheit“ hatte Bonhoeffer erkannt, dass Vergangenes ins Leben zurückkehrt „durch Dank und durch Reue“. So erklärt er jetzt am Ende der vierten Strophe mit Nachdruck: „dann gehört Dir unser Leben ganz.“

⑤

Laß warm und hell die Kerzen heute flammen,
die Du in unsre Dunkelheit gebracht,
führ, wenn es sein kann, wieder uns zusammen!
Wir wissen es, Dein Licht scheint in der Nacht.

In der dritten Strophe war mit dem Hinnehmen des bitteren Kelchs das Wissen um den Tod angeklungen, der Bonhoeffer nach dem Scheitern der Widerstandsbewegung bevorstand. Doch selbst diese „unsre Dunkelheit“ erhellt „Dein Licht“, so wie es am Heiligen Abend die zum Familienfest angezündeten Kerzen tun. In diesem Jahr fehlen dabei

von den Bonhoeffer-Geschwistern Klaus und Dietrich – sie sitzen als Widerständler im Gefängnis – und Sabine, die mit ihrem jüdischstämmigen Ehemann nach England emigriert ist. Der Wunsch „führ, wenn es sein kann, wieder uns zusammen!“ endet als einzige Aussage in diesem Gedicht mit einem Ausrufungszeichen.

Vor einem Jahr, am 25. Dezember 1943, hatte Maria in der Nacht nach der Feier im Familienkreis einen Brief an den inhaftierten Dietrich geschrieben, erfüllt von stiller Dankbarkeit: „Jetzt, da all der Jubel, die Freude, der Kerzenschein und auch die Unruhe und der Lärm des Tages vorbei sind und es still geworden ist, drinnen und draußen, da werden andere Stimmen wach. Stimmen und Klänge werden hörbar, die der Alltag Schweigen macht.“ Und sie, die den geliebten Vater und den Bruder verloren hatte – beide waren kurz zuvor an der Ostfront gefallen –, fügte hinzu: „weißt Du, daß die Toten die Nacht suchen, um zu den Lebenden zu sprechen. Weißt Du, daß sie wirklich Engel geworden sind, daß das gar kein Kleinkinderglaube ist; ich weiß es ganz sicher und Du mußt es auch wissen.“

Auf Marias Frage „Weißt Du“ antwortet Dietrich ein Jahr später mit Ja. „Wir wissen es, Dein Licht scheint in der Nacht.“ In diesem Sinne betrachtete Jürgen Henkys das Gedicht „Von guten Mächten“ gleichsam als ein Gemeinschaftswerk der Beiden.

⑥

Wenn sich die Stille nun tief um uns breitet,
so laß uns hören jenen vollen Klang
der Welt, die unsichtbar sich um uns weitet,
all Deiner Kinder hohen Lobgesang.

In der Stille nach dem Festjubiläum werden nun auch die Stimmen der Verstorbenen hörbar, die in die „unsichtbare“ Welt eingegangen sind, der Lobgesang „Deiner Kinder“. Bonhoeffer hatte im Brief an Maria, den er in Tegel am „Heilig Abend“ 1943 schrieb, erwähnt, „daß in diesen heutigen Abendstunden eine große Zahl meiner ehemaligen Schüler von allen Fronten her an mich denken und die mehr als dreißig von ihnen, die gefallen sind und das ewige Weihnachten bei Gott feiern, sind über unser Erkennen und Verstehen hinaus mit uns und mit der ganzen Kirche Christi verbunden“.

Bonhoeffer hegte keinerlei Zweifel an der Realität jener „unsichtbaren“ Welt, die „sich um uns weitet“. In der neuen theologischen Konzeption, die er während seiner Haft in Tegel entwarf, übte er scharfe Kritik an einer traditionellen Frömmigkeit, in der das Christentum dazu neigt, sich in religiöse Innerlichkeit zu flüchten und den Aufgaben dieser Welt zu entziehen. Doch das uralte Glaubensbekenntnis der Kirche, das Gott preist als den Schöpfer sowohl der sichtbaren als auch der „unsichtbaren“ Welt, blieb für ihn unverändert gültig.

Zweifellos ist das Gedicht „Von guten Mächten“ in erster Linie persönlich an Maria und seine Angehörigen gerichtet. Aber diese Strophenreihe hat weit über den persönlichen Kontext hinaus Wirkungskraft entfaltet. Unterschiedlichste Menschen fühlen sich angesprochen. Insbesondere die Formulierungen am Anfang und am Ende des Gedichts „Von guten Mächten“ sind nicht traditionell kirchlich geprägt, sondern inhaltlich weit offen. Eben dadurch wecken sie eine Resonanz auch in Menschen, die mit dem Christentum nur wenig vertraut sind. So betrifft auch sie das

Glaubensbekenntnis der siebten Strophe.

⑦

Von guten Mächten wunderbar geborgen
erwarten wir getrost, was kommen mag.
Gott ist bei uns am Abend und am Morgen,
und ganz gewiß an jedem neuen Tag.

In der Schluss-Strophe wandelt sich die Anrede. Das Gedicht begann als Dialog zwischen dem „Ich“ und dem „Ihr“, seelsorgerlich den geliebten Familienangehörigen zugewandt. Dann trat das „Wir“ ins Gespräch mit dem „Du“, mit Gott, und formte die zweite bis zur sechsten Strophe zum Gebet. .Nun aber, in der letzten Strophe, stehen „wir“ gemeinsam und ausdrücklich vor Gottes Angesicht.

Zwar klingt die persönliche Anrede noch nach, doch das Subjekt „wir“ ist nicht länger individualisiert, sondern wird gleichsam allgemeingültig. In der vertrauten Alltags-Rhythmik – „am Abend und am Morgen“ und „an jedem neuen Tag“ – wird die Realität des Grundes der Zuversicht erneut bestätigt.

Diese siebte Strophe gilt als universell verständliches und besonders innig geschätztes Glaubenszeugnis. Doch darf nicht vergessen werden, dass dieses Urvertrauen nur im Licht der persönlichen Lebens- und Leidenserfahrungen Bonhoeffers – wie sie in den Strophen zwei bis sechs anklingen – in seiner vollen Tiefe begriffen werden kann.

Zu bedenken ist ferner, was mit den „guten Mächten“ im Plural gemeint ist. Im Begleitbrief an Maria bietet Bonhoeffer hierzu eine Art Kommentar. Er erläutert es nicht mit theologischen Begriffen, sondern schlicht anhand unserer Lebenswirklichkeit: „Es ist, als ob die Seele in der Einsamkeit Organe ausbildet, die wir im Alltag kaum kennen. So habe ich mich noch keinen Augenblick allein und verlassen gefühlt. Du, die Eltern, Ihr alle, die Freunde und Schüler im Feld, Ihr seid mir immer ganz gegenwärtig. Eure Gebete und guten Gedanken, Bibelworte, längst vergangene Gespräche, Musikstücke, Bücher bekommen Leben und Wirklichkeit wie nie zuvor. Es ist ein großes unsichtbares Reich, in dem man lebt und an dessen Realität man keinen Zweifel hat. Wenn es im alten Kinderlied von den Engeln heißt: ‚zweie die mich decken, zweie, die mich wecken‘, so ist diese Bewahrung am Abend und am Morgen durch gute unsichtbare Mächte etwas, was wir Erwachsenen heute nicht weniger brauchen als die Kinder. Du darfst also nicht denken, ich sei unglücklich. Was heißt denn glücklich und unglücklich? Es hängt ja so wenig von den Umständen ab, sondern eigentlich nur von dem, was im Menschen vorgeht. Ich bin jeden Tag froh, daß ich Dich, Euch habe und das macht mich glücklich froh.“

So sind die „guten Mächte“ für Bonhoeffer die Eltern, Geschwister, Braut, Freunde und Schüler; hinzu kommt die Freude am häuslichen Weihnachtsfest, an Musik und Büchern und am Bibelwort – kurz: die „Mächte“ sind die Gaben der göttlichen Gnade, die unser Dasein auf Erden umfassen und durchdringen.

Das Zeugnis des Urvertrauens

Die Wendung von den „guten Mächten“ am Beginn der ersten wie letzten Strophe, ① und ⑦, entfaltet eine poetisch–literarische Kraft, die inmitten von Erfahrungen der Not Glauben zum Leben erwecken kann (Jürgen Henkys). Sie scheint gleichsam den Rahmen für den Gedicht-Zyklus zu bilden.

In den poetischen Äußerungen der Gefängnisgedichte ist Bonhoeffer wohl in der Tat noch hinausgegangen über seine Reflexionen in den Gefängnisbriefen zur „neuen Theologie“ (Eberhard Bethge), und gewiss weiter, als seine heutigen kritischen Interpreten zumeist annehmen. Um seine vertiefte theologische Erkenntnis zugleich mit seiner biographischen Erfahrung zu vermitteln, blieb ihm gewissermaßen als „letzte“ die Form der theologisch-biographischen Dichtung. Eine Biographie ist gleichsam ein Schriftstück im Buch des Lebens vor Gott, das – so Gott will – Mitlebenden, die darin lesen, einleuchten kann. Nicht nur das Gedicht „Von guten Mächten“, sondern auch die anderen in der Haft entstandenen Gedichte reden symbolisch in heranreifender „neuer Sprache“.

Gedichtetes kann als „ein Beispiel par excellence“ für die „nicht-religiöse Interpretation“ christlicher Glaubenserfahrung gelesen werden, die Bonhoeffer vorschwebte; er fasste die Botschaft in eine Sprache, die ganz schlicht und einfach „ohne religiöse Sondervokabular“ auskommt (*Theologische Briefe aus „Widerstand und Ergebung“ von Dietrich Bonhoeffer*, von Th. Dietz herausgegeben und kommentiert, 2017).

Besonders die letzte der Strophen, ⑦, bezeugt das Urvertrauen: Trotz der mannigfaltigen Erfahrungen von Leid und Scheitern in unserem Leben ist „Gott mit uns“ (Immanuel). Diese Glaubenshaltung ist eng verwandt mit der von Viktor E. Frankl formulierten Bezeugung der im NS-Konzentrationslager- erfahrenen Hoffnung: „trotzdem Ja zum Leben sagen“ (*Ein Psychologe erlebt das KZ*, 1977). In diesem Sinne ist Bonhoeffers letztes Gefängnisgedicht wohl ein Vorklang neu ausgesprochene Evangeliumsverkündigung, unter der sich die Welt „verändert und erneuert“. „Es wird eine neue Sprache sein, vielleicht ganz unreligiös, aber befreiend und und erlösend, wie die Sprache Jesu“ (Gefängnisbrief zum Taufstag von Dietrich Bethge, Mai 1944).

Doch weshalb finden sich in diesem Gedicht Ziffern vor jeder Strophe? Solche Zählung ist sonst vor allem in Gesangbüchern üblich. In den Gefängnisbriefen klingt an, dass Bonhoeffer, in den dunklen Stunden seiner Inhaftierung, sich freute über gelegentlich im Radio gesendete Kirchenmusik und über geistliche Lieder, die er in Erinnerung hatte (Emiko Ōmura, *Musikalische Zitate in Bonhoeffers „Gefängnisbriefen“*, mit CD, 2004, Tokyo/Japan). Besonders häufig erwähnt Bonhoeffer seine Zuneigung zu Paul Gerhardt. Er las dessen Kirchenlieder immer wieder, lernte Strophen auswendig und sang sie sich leise vor. Man kommt kaum umhin zu vermuten, dass Bonhoeffer sich im Stillen vorstellte, eines Tages würden vielleicht auch seine Gefängnisgedichte gesungen werden.

Beachtet man, dass „Von guten Mächten“ von der ersten bis zur letzten Zeile in korrekter deutscher Liedmetrik verfasst ist, so ist eine solche Vermutung wohl nicht auszuschließen. Daher sei an dieser Stelle der erste (①) und der siebte (⑦) Versabschnitt wiederholt – zum Mitsingen:

Von guten Mächten treu und still umgeben
behütet und getröstet wunderbar, –
so will ich diese Tage mit euch leben

und mit euch gehen in ein neues Jahr.

Von guten Mächten wunderbar geborgen
erwarten wir getrost, was kommen mag.
Gott ist bei uns am Abend und am Morgen,
und ganz gewiß an jedem neuen Tag.

„Hier entstand *das* geistliche Gedicht des 20. Jahrhunderts, das in seiner Nachwirkung alles Verwandte in den Schatten stellt“; schloss Jürgen Henkys aus seiner Studie über die Gefängnislyrik. Das Gedicht ist in zahlreiche Anthologien aufgenommen worden, und an vielen deutschen Schulen gehört es offenbar zum Unterrichtsstoff zum Auswendig-Lernen. Bis heute sind mehr als fünfzig Melodien dazu komponiert worden, und in mehreren Ländern und auch in Japan wurde es in die kirchlichen Gesangbücher aufgenommen.